



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reimers, Eduard: Der politische Dichter vom 9. November

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

waren. Es fehlten die vorzeitig nach dem Osten geschickten beiden Armeekorps. Es fehlten zu deren Ersatz die Korps, die die D. S. L. in richtiger, wenn auch verspäteter Erkenntnis der Lage aus der Heimat — IX. Reservekorps — und vom linken Flügel des Heeres jetzt heranzuführte. Anfang September waren das U. D. R. 7 und das XV. U. R. aus französisch Lothringen nach Belgien in Marsch gesetzt worden, wo aus diesem, dem IX. Reservekorps und den nach dem Fall der belgischen Festungen frei werdenden Korps eine neue 7. Armee gebildet wurde. Aber es war zu spät! Hätten am 7. oder 8. September zwei oder drei Korps dieser 7. Armee bei St. Quentin versammelt sein können, so war menschlichem Ermessen nach nicht nur der taktische Erfolg gewährleistet, sondern auch die strategische Auswirkung der gewaltigen Schlacht hätte dem Feldzuge ein ganz anderes Aussehen gegeben. Der weitere Verlauf, selbst wenn es zum Stellungskrieg gekommen wäre, hätte eine für uns erheblich günstigere Basis erhalten. Es sei hier nur auf die in der „Kritik des Weltkrieges“ näher erläuterte Linie Metz—Dieppe hingewiesen, durch die die ganze Kanalküste in unsere Hand fiel, die Küste Dünkirchen—Calais, für deren Gewinnung wir in der Folgezeit vergeblich die blutigsten Opfer brachten.

Des Rätsels Lösung? Die Marne Schlacht, deren taktischen Erfolg wir am 7. September schon in der Hand zu halten schienen, ging verloren durch Unzulänglichkeiten unserer obersten Führung, die es nicht verstand, die Armeen überall in dem von ihr gewollten Sinne einzusetzen und zu leiten, und die versäumt hatte, rechtzeitig die nötigen Reserven hinter dem rechten Heeresflügel bereitzustellen.



Der politische Dichter vom 9. November

Von Eduard Reimers



Nahrzehntelang hat die sozialdemokratische Partei zwar nicht darunter gelitten, aber es insgeheim doch als lastenden Mangel empfunden, daß aus ihren Reihen kein Dichter erstand. Die ungeheure Volks- und Völkerbewegung, die Morgenröte der Welt, der angeblich vulkanischste und heiligste Gedanke aller Zeiten, und niemand, der ihn in glutende Verse zu gießen wußte! „August sein auf dem Thron, wenn kein Horaz ihn singt!“ stöhnte wohl schon der wackere Bebel. Schreckte den Genius, der sich doch alleweil mit Feuer auf die Seite der Bedrängten stellte (zumal der deutsche Genius!), schreckte ihn die Spießigkeit der roten Stürmer und Dränger, oder erkannte sein Strahlenblick allzu scharf, daß sich hinter idealistischem Gerede nur grob materialistische Bestrebungen verbargen, wie sie nachher zur jammervollen Lohnrevolution von 1918 führten? Das Dichtervolk, sonst immer zur Fronde und Empörung geneigt, von Wilhelms herrschenden Gewalten wahrhaftig nicht gefördert und verwöhnt, hielt sich abseits. Rein Freiligrath und Hertwegh sprengten thyräisch dem Proletarierheerbann voran; Wilhelm Bloß, Pfannkuch, Jakob Audorf hießen die Müh-

seligen, die ihm ein paar Dilettantenverse zusammenstümperten. Welche Pracht der Leidenschaft, welche Wildheit und Großartigkeit der Sprache schlug aus den Rhythmen der Vormärzler auf, die der moderne Umstürzler doch alleweil mit lächelnder Verachtung maß und für kleinbürgerlich-engherzig erklärte! Statt der noch immer jedes junge Herz entflammenden Signale des „Trompeters der Revolution“ hatten die Bezwingen des kaiserlichen Deutschlands höchstens kümmerliche Sitzungsfänge zur Verfügung: „Wohlauf, wer Recht und Wahrheit achtet, bei unsrer Fahne steht zu Hauf! Ob uns die Lüge noch umnachtet, bald steigt der Morgen hell herauf!“ Allerdings, sie sind trotzdem Sieger im Kampfe geblieben, wenigstens einstweilen; die Revolution von 1848 dagegen brach rasch zusammen trotz Freiligrath. Aber der politische Erfolg entscheidet ja nun und nimmer über dichterische Werte. Der Kranz der Verklärung, den der Poet flicht und der eine Tat erst wirklich unsterblich, das heißt blühend-lebendig, glanzvoll, begeisternd auch in den Augen der Nachfahren macht, diesen Kranz erzwingt der Wunsch eines Parteibonzen so wenig wie der Befehl irgendeines Imperators.

Die Dichter der Jahrhundertwende haben sich von der politischen Poesie ferngehalten; man müßte denn Ausnahmen wie Wildenbruch gelten lassen. Jedenfalls stiegen zum Preise der Opposition keine eisernen Verchen auf. Vielleicht, weil die Musen bourgeoisiert waren wie das ganze Volk, dem Politik ein Greuel, eine Geschäftstörung, ein Zeitverderb schien. Für so etwas hatte man bezahlte Staatsmänner und außerdem, na ja, den Plappermentarismus. Das poetische Zigeunertum befaßte sich gleichfalls nicht mit Angelegenheiten des öffentlichen Lebens; ihm lagen die des öffentlichen Hauses weit mehr am Herzen. Erst nach dem 9. November änderte sich das. Jetzt auf einmal wurden tausend Schleusentore geöffnet, und Brausewellen sozialistischer Lyrik stürzten ins überraschte Tal. Jetzt auf einmal schrillten tausend Instrumente los, ergab sich, daß alle diese Grospropheten ebenso viele Thomas Moore waren, ja Karl Moore, die von rasendem Fanatismus überschäumten. Den nicht durchweg beliebten Novembersozialisten traten die Novemberdichter ebenbürtig zur Seite. Daß sie sämtlich Senf nach der Mahlzeit aufstühten und zur Tat anspornten, als die Tat längst geschehen war, entging den Herren im Wirbelsturm der Hingerissenheit, die jede über Nacht gewonnene Überzeugung oder Weltanschauung zu begleiten pflegt.

Bei alledem, wären Dichter gewesen, so wollten wir die üblen Begleiterscheinungen und den Mißdust aufdringlichen Renegatentums vergessen, die abstoßende Feigheit, die heute, nun jede Gefahr vorüber ist, sich vor Mut kreischend überschlägt, die Gesinnungslosigkeit von gestern, die ein Kakerlakendasein im Kaffeehaus führte und nun plötzlich Zinnenwächterdienst verrichtet. Ein Talent braucht kein Charakter zu sein, ein Lump kann süßeste Musik machen. Weshalb soll der Brand der Götterdämmerung nicht urgewaltig eine bis dahin schlummernde Dichterkraft wecken? Aber von solcher Erweckung ist nirgendwo die Rede gewesen. Politisches Dichten wurde eben Mode, wie kurz vorher das Kabarett, die Dialekt- und die Bar Mode gewesen waren. Der sogenannte neue Stil, das heißt, die krampfartigen Bemühungen, auf Kosten der deutschen Sprache originell auszusehen, dieser neue Stil schmiegte sich zudem revolutionären

Ausbrüchen gefällig an, verlieh abgeleiterten Seitartikelen und Pazifistenredensarten den Schein der Wildheit. Wieder einmal konnte der Bürger verblüfft werden. Wieder einmal war es möglich, beliebige, gelegentlich auf-gelesene Programmpunkte für geniale Offenbarungen auszugeben und mit der Theaterfeuermaschine erschreckliche Brände herzustellen. Und kein Zweifel: wäre hinreichende Begabung vorhanden gewesen, dann hätte sich schließlich doch etwas wie ein pomphaftes Schauspiel ergeben.

Nur hat es an solcher Begabung fast durchweg gefehlt.

Die — bezeichnenderweise nahezu unbekannt gebliebenen — Kraftleistungen einzelner ändern an diesem Urteil nichts. Stehen die einzelnen doch nicht nur im Getümmel der Mitstrehenden vereinzelt da, sondern ist doch auch das ihnen geglückte Werk in ihrem eigenen Schaffen kläglich vereinzelt. Einmal und nie wieder gelang der Wurf. Zur Berühmtheit sind sie, so oder so, nicht aufgestiegen. Berühmtheit, das will sagen, Presselob, öffentliche Rezitation und dergleichen heimsten ausschließlich eiskalte Macher ein. Emporkömmlinge der Revolution, Futterkrippenantwärter in ihrer Art so gut wie die Neffen, Onkel, Nichten und Schwiegermütter der als Volksbeauftragte und Minister firmierenden Triumphatoren. Es sind zum Teil Leute, die nicht einmal die Handwerks-technik beherrschen und ihre Stümperei durchsichtig genug hinter der beliebt gewordenen Sternheimmanier verbergen, die deutsche Sprache zu verstümmeln. Was der Maske- und Schippel-Erfinner tat, um die sinkende Aufmerksamkeit seiner Gemeinde wachzuhalten; was bei ihm immerhin gewollt ist, das übernehmen die Nachäffer zur Vergoldung ihrer übermenschlichen Unfähigkeit. Etwa wie ein Adolph Hoffmann oder sonst ein dauernd sitzengebliebener Gemeindegewerkschüler entschlossen für „fil si fil“ eintritt, weil ihm bei dieser Rechtschreibung keine orthographischen Fehler mehr nachgewiesen werden können.

Es kommt im wesentlichen nur auf ein Beispiel an:

„Wenn nächtlich in den Kinos Unglück schauert,
Der Hunger bettelt hinter Marmorhallen,
Mißhandelt stirbt ein Kind und zugemauert,
In Rasematten grobe Flüche fallen.

Wenn Defraudanten sich von Brücken werfen,
Im Lichtschein der Paläste aufgewiegelt,
Wenn Anarchisten ihre Messer schärfen,
Mit einem Schwur zur dunkeln Tat besiegelt,“

und so fort. Dieser Poet hat die Eigentümlichkeit, mit endlosen gereimten Aufzählungen Seiten zu füllen. Verfälschte Reportage statt des überwältigenden, geballten Bildes, dem der Gedanke blitzschlagkräftig entspringt. Wenn außerdem Defraudanten sich von Brücken werfen, im Lichtschein der Paläste aufgewiegelt, so tun sie das nur, weil die Anarchisten, die ihre Messer schärfen, mit einem Schwur zur dunkeln Tat besiegelt sind. Die Sache muß nämlich hinten klappen, und in seiner Angst scheut der Dichter vor keiner Sinnlosigkeit zurück.

Auch gibt die Sinnlosigkeit Mystik her, als welche das Gedicht erst auf modische Höhe hebt.

„Jünglinge steh'n in Universtitäten
Und Söhne auf, die ihre Väter hassen.
Der Schuß geht los. In ausgedörrten Städten
Minister nicht mehr an den Tafeln prassen.“

Über die Universtitätsjünglinge und die väterhassenden Söhne, die der visionäre Poet erblickt, nachher noch ein Wort. Aus welchem Vorstellungskreise von anno Lobak stammt aber die Behauptung, daß gerade Minister an Tafeln prassen? Wohl haben diese Herren, wie heute noch, unter Wilhelm II. manch wenig vergnügliches Repräsentationsdiner mitmachen müssen, doch die eigentlichen Schlemmer und Prasser, die wirklichen Drohnen, suchen wir seit etwa 125 Jahren, auf jeden Fall seit 1872, ganz wo anders. Im Hirn des Ganznezeitlers jedoch ist die Titulatur, die ein Schubart noch mit etlichem Fug aufstellen konnte, unvergänglich eingebrennt; fröhlich benützt er beim Dichten längst verstaubte Gummistempel weiter. Und dabei stört es ihn dann nicht, den Wortlaut, die Feststellung, daß Minister in ausgedörrten Städten nicht mehr an den Tafeln prassen, wieder um des Reims und Rhythmus willen knabenhaft zu verschieben und der Sprache das Ersatzprokrustesbett zu bereiten . . . Es ist nur ein Beispiel. Zwanzig Strophen füllt der Revolutionär mit abgehackten, oft zusammenhanglosen Schilderungen, mit poetischen Zeilenschildereien von bleierner Dagewesenheit. Daß ihn nicht besonderer Anlaß, besondere Absicht dazu treibt, beweist bündig das nächste Gedicht, „Die Mörder sitzen in der Oper“, mit genau derselben stumpf-ironischen Aufzählerei:

„Soldaten verachtet durch die Straßen ziehen.
Generäle prangen im Ordensstern.
Deserteure, die vor dem Angriff fliehen,
Erschießt man im Namen des obersten Herrn . . .

Verlauste Krüppel sehen aus den Fenstern.
Der Mob schreit: „Sieg!“ Die Betten sind verwaist.
Stabsärzte halten Musterung bei Gespenstern.
Der dicke König ist zur Front gereist.“

„Hier, Majestät, fand statt das blutige Ringen! (richtig: „fand das blutige Ringen statt“, aber die Reimnot!)
Es naht der Feldmarschall mit Eichenlaub.
Die Tafel klirrt. Champagnergläser klingen.
Ein silbernes Tablett ist Kirchenraub.“

Dies aus der Kirche geraubte silberne Tablett, das bei einem Königsmahl erscheint, darf als poetische Freiheit angesprochen werden. Etwas Poetisches muß ja schließlich in jedem Gedicht sein. Strenger Gesinnte würden, falls der Herr Verfasser nicht den Wahrheitsbeweis für seine Auflage zu erbringen vermag, vielleicht von gewissenloser Verleumdung und hebrischer Schändlichkeit

sprechen, die gerade jetzt, angesichts gewisser feindlicher Beschuldigungen und Sühneforderungen, verhängnisvolle Wirkung ausüben kann. Unter allen Umständen ist nur ein Deutscher von 1920 imstande, derlei Schmach zu schreiben; daß unser Autor als Entstehungsjahr seines Gedichtes 1917 nennt, spricht für seine Frühreise und sein Einfühlungsvermögen. Im übrigen hat Wedekind, auch sonst unerreichtes Vorbild der Jüngeren, mutigere, eindrucksvollere und satanischere Kontraste geformt. Er wartete nicht Revolutionen ab, ehe er revolutionär wurde, und schrieb keine Neuruppiner Silberbogen für den Massenbedarf der Straßenseelen.

Von den allermeisten politischen Dichtern, die sich so grenzenlos erdreisten möchten, wild ins Chaos zu sprengen vorgeben und doch niemanden über die Nase ihres Karussellpferdes zu täuschen imstande sind, ist der hier Vorgeführte — es sei wiederholt — nicht der Beträchtlichste. In vieler Hinsicht sogar einer der Unbeträchtlichsten. Aber man nennt, obgleich der eigentliche Boom vorbei ist, seinen Namen noch immer in sogenannten weiteren Kreisen. Ein Stück von ihm, schwitzende Zusammennäherei von Schiller, Goethe und dem schon erwähnten Wedekind, hat zahlreiche deutsche Bühnen beschritten. Darin ringt ein Sohn, der die Reifeprüfung nicht bestanden hat, um den Haus Schlüssel, hält schwache, aber stark faustische Monologe, tritt zwischen allerlei Marquis v. Reiths als Klubredner auf, verbringt eine angeregte Hotelnacht und wird schließlich der Notwendigkeit, seinen Vater zu erschießen, dadurch enthoben, daß der alte Herr einem Schlaganfall erliegt. Später brachte der Dramatiker es nicht mehr zu dieser Fülle der Gesichte; nachlassende Erfindungskraft zwang ihn, die Antigone dermaßen zu bearbeiten, daß es selbst der Reichshauptstadt über die Hut schnur ging. Bei alledem gehört er noch nicht völlig zum Schnee des vergangenen Jahres. „Seine Macht“, so schreibt eine große Rundschau, „ist Pathos, lyrische Fülle, definitionssicher differenziert, dialektisch pointierte Leidenschaft.“ Man heißt ihn an anderer Stelle einen morgendlichen deutschen Dichter, einen Priester des Reichtums an Gekostethaben, dessen „Hände wie ruheschenkende schwere Sessel sprechen.“ Die Antigone ist in achter Auflage erschienen, von einem anderen Schauspiel gibt es fünfzig vom Verfasser signierte Exemplare auf Büttenpapier zu kaufen; Oskar Kotoschla hat das für 150 Mark auf Japanbütten, für 125 Mark auf Holländerbütten lithographierte Bildnis des Ragenden geschaffen. Wenn nicht unseren bekanntesten, so darf er sich doch unseren genanntesten Revolutionsdichter nennen. Und eben deshalb schien es erforderlich, sein Wollen und Können rasch zu umreißen, rasch umzureißen.

Sein Name ist Walter Hasenclever.

